

Beim Sex mit Jungen achten ältere Männer darauf, was den jüngeren guttut. Auf keinen Fall gibt es Ejakulationen in deren Mund. Das erfuhren die Abgeordneten des Berliner Senats 1988 in einem Gutachten, in dem es eigentlich um die Eignung Homosexueller als Pflegeväter ging. Man könne Kinder auch schon mal bei einem alleinlebenden Schwulen unterbringen, denn manche von ihnen brauchten vorübergehend „die Konzentration auf einen einzigen Partner“. Nicht die Konzentration eines Pflegevaters auf das Kind, sondern die des Kindes auf den Erwachsenen – auf den „Partner“. Und weiter: „Selbst dann, wenn es in einer Pflegestelle zu homosexuellen Beziehungen zwischen Pflegepersonen und Pflegekindern kommen sollte, braucht nicht befürchtet zu werden, dass das Kind auf jeden Fall Schäden davonträgt.“ Nicht auf jeden Fall? Und wenn doch? Das blieb offen.

Geschrieben hatte das Gutachten Helmut Kentler, damals der angesehenste Sexualforscher der Republik. Ungefragt berichtete er darin auch von einem Projekt, das er 1969 mit Wissen der Behörden in Berlin durchgezogen hatte. Er hatte drei Jungen, die aus staatlichen Heimen weggelaufen waren und als Stricher auf der Straße lebten, an vorbestrafte Pädophile vermittelt. Die Männer sollten die Jungen irgendwie resozialisieren. Ein sexuelles Verhältnis wurde in Kauf genommen.

Die Aktion ist bis heute schwer zu rechtfertigen. Auch die tonangebenden Sexualaufklärer – von Pro Familia bis zur Gesellschaft für Sexualpädagogik, bei denen Kentler selbst aktiv war – kommen damit ins Schleudern, denn sie berufen sich immer noch auf dessen „neozemantropische“ Sexualpädagogik. „Es könnte auch damals nicht unbekannt gewesen sein, dass die Gefahr eines sexuellen Übergriffs bei Pädophilen oder Pädosexuellen besonders groß ist“, schreibt ihr Vordenker, der Sozialpädagoge und Kentler-Anhänger Uwe Sielert Anfang 2014. Die Gefahr? Helmut Kentler hatte klipp und klar gesagt: „Mir war klar, dass die drei Männer vor allem darum so viel für ihren Jungen taten, weil sie mit ihm ein sexuelles Verhältnis hatten.“ Hatten – nicht: haben wollten.

Die Eignung von Homosexuellen als Pflegeväter zu begründen war aber wohl nur ein Nebenziel. Das Gutachten wurde bei Rowohlt unter dem Titel „Leihväter“ veröffentlicht und vermittelt als Ganzes den Eindruck, dass es in erster Linie um die Entkriminalisierung von Pädosexualität ging.

Kentler berief sich dabei vor allem auf eine amerikanische Studie, die ein gewisser Ralph Tindall nach dem Krieg mit neun Jungen gemacht hatte. Kentler, selbst bekennender Homosexueller, hatte den Forschungsbericht im amerikanischen „Journal of Homosexuality“ von 1978 entdeckt. Die Studie hatte gravierende Mängel – darüber legte er den Mantel freundlichen Schweigens. Was noch schlimmer war: Er verdrehte und verfälschte sie. Ein Fall von Wissenschaftsbetrug, der bis heute nicht aufgedeckt wurde, und dazu beitrug, dass Kentler nach wie vor als Wissenschaftler gefeiert wird.

Man muss sich kurz in die damalige Zeit zurückversetzen. Die Große Koalition hatte Ehebruch, Homosexualität unter Erwachsenen und „Erschleichung des außerehelichen Beischlafs“ dem Bereich des Privaten zugeordnet. Gleiches forderten Kentler und zahlreiche Sexualwissenschaftler für „gewaltfreien Sex“ mit Kindern, wobei Kentler die radikalsten Positionen vertrat. Der Staat sollte sich „aus allen sexuellen Beziehungen und Vorgängen“ raushalten. Später differenzierte Kentler und forderte Straffreiheit nur bei Sex mit Pubertierenden „ab dem 12., 13., 14. Lebensjahr“, im Klartext: bei Sex von Erwachsenen mit Kindern ab 11, 12 oder 13 Jahren. Dafür setzte er sich in uner müdlicher Lobbyarbeit ein, etwa im Kuratorium der Arbeitsgemeinschaft für Humane Sexualität oder im Beirat der Deutschen Studien- und Arbeitsgemeinschaft Pädophilie. (Die AHS wurde gebeten, eine kurze Einschätzung von Kentlers wissenschaftlichen Leistungen und seiner Arbeit zu formulieren. Die Geschäftsführung erklärte, dies sei in einer Frist von zwei Tagen nicht möglich. Die DSAP existiert nicht mehr.)

Kentler musste irgendwie belegen, dass Kinder durch pädosexuelle Erfahrungen keinen Schaden davontrugen. Da kam ihm Tindall gerade recht, denn der Amerikaner präsente seine Untersuchung als „Langzeitstudie“ an. „Der männliche Adoleszent, der mit einem Päderasten involviert ist, wird erwachsen.“ So war Tindalls Forschungsbericht übertitelt. Darin bot dieser äußerst knapp die Lebensgeschichte von neun Jungen dar, die im Alter zwischen 10 und 14 ein sexuelles Verhältnis mit erwachsenen Männern gehabt hatten. Er konnte die Jungen über einen Zeitraum von bis zu 30 Jahren begleiten, das heißt, einmal im Jahr per Post oder Telefon kontaktieren. Das Ergebnis: Keiner sei schwul geworden, alle führten als Erwachsene ein angepasstes bürgerliches Leben.

Natürlich war das schon forschungsethisch fragwürdig. Tindall hatte die Männer jahrelang gewähren lassen, obwohl sie sich nach amerikanischem Recht strafbar machten. Kentler kaschierte das, indem er das Alter der Jungen verschleierte. Sie waren beim ersten Kontakt mit dem Täter erst 10, 12 und Anfang 13 beziehungsweise 13. Nur einer war 14, ein zweiter „Anfang 14“. Kentler jedoch schrieb, die Jungen hätten den Täter „kurz nach Beginn der Pubertät (mit 13 oder 14 Jahren)“ kennengelernt.

Heikel war auch die winzige Zahl der Probanden. Kentler berichtete im Senatsgutachten, zunächst korrekt, Tindall hätte in seiner Praxis als Schulpsychologe ungefähr 200 Fälle kennengelernt, die er „päderastische Verhältnisse“ nannte. Für seine Studie hätte er „neun Fälle ausgewählt, die er für typisch hält und über die besonders dichte Daten vorliegen“. Neun typische Fälle, bis zu 30 Jahre begleitet: das war vorzeigbar. Aber es war gelogen. Ralph Tindall hatte seine Befunde nicht verallgemeinert, sondern klipp und klar geschrieben: „Wir wissen nicht, wie repräsentativ diese Fälle für die ursprünglichen 200 sind.“

Tatsächlich waren es wohl eher untypische Fälle. Als erwachsene Männer führten sie ein unspektakuläres bürgerliches Leben. Vermutlich waren sie in der Lage, über ihre pädosexuellen Erfahrungen Auskunft zu geben, weil sie sich nicht als beschädigt wahrnahmen.

Die Mehrzahl der Männer dürfte nicht mehr auf Tindalls Anfragen reagiert haben, weil sie mit Schmerz und Scham auf das zurückblickten, was ihnen als Kinder und Jugendliche angetan worden war.

Ebenso verwegen war Kentlers Darstellung der Täter als Wohltäter. Er schrieb über die Probanden: „Sie fallen auf durch Unterrichtsstörungen, Aggressionen, Undiszipliniertheit, Konzentrationsschwäche, Lernunlust, Weglaufen von zu Hause. Kurz nach Beginn der Pubertät (mit 13 oder 14 Jahren) lernen sie einen Mann kennen, mit dem ein erster sexueller Kontakt entsteht, meist von beiden Seiten gewünscht. Daraus entwickelt sich eine über vier bis sechs Jahre dauernde, sehr innige und lebhaft Beziehung, in der die Männer die Bedeutung eines ‚Ersatzvaters‘ bekommen.“

Damit vertauschte Kentler Ursache und Wirkung. Zwar waren drei Jungen schon vor der Begegnung mit dem Täter in schulpsychologischer Beratung. Aber fünf wurden mehr als ein Jahr nach dem ersten pädosexuellen Kontakt überwiesen, einer drei Jahre danach. Die Probleme wurden also nicht durch die Männer gelöst, sondern eher durch sie verursacht. Sie waren nicht Wohltäter, sondern einfach nur: Täter.

Wie ein Sexualforscher beweisen wollte, dass Kinder von Päderasten profitieren

In Berlin sollten Stricher von vorbestraften Pädophilen „resozialisiert“ werden. Das ist lange her. Doch damals entstand ein Gutachten, das bis heute wirkt – und die Grenzen wissenschaftlichen Anstands sprengt.

Von Regine Pfeiffer

torium der Arbeitsgemeinschaft für Humane Sexualität oder im Beirat der Deutschen Studien- und Arbeitsgemeinschaft Pädophilie. (Die AHS wurde gebeten, eine kurze Einschätzung von Kentlers wissenschaftlichen Leistungen und seiner Arbeit zu formulieren. Die Geschäftsführung erklärte, dies sei in einer Frist von zwei Tagen nicht möglich. Die DSAP existiert nicht mehr.)

Kentler musste irgendwie belegen, dass Kinder durch pädosexuelle Erfahrungen keinen Schaden davontrugen. Da kam ihm Tindall gerade recht, denn der Amerikaner präsente seine Untersuchung als „Langzeitstudie“ an. „Der männliche Adoleszent, der mit einem Päderasten involviert ist, wird erwachsen.“ So war Tindalls Forschungsbericht übertitelt. Darin bot dieser äußerst knapp die Lebensgeschichte von neun Jungen dar, die im Alter zwischen 10 und 14 ein sexuelles Verhältnis mit erwachsenen Männern gehabt hatten. Er konnte die Jungen über einen Zeitraum von bis zu 30 Jahren begleiten, das heißt, einmal im Jahr per Post oder Telefon kontaktieren. Das Ergebnis: Keiner sei schwul geworden, alle führten als Erwachsene ein angepasstes bürgerliches Leben.

Natürlich war das schon forschungsethisch fragwürdig. Tindall hatte die Männer jahrelang gewähren lassen, ob-

wohl sie sich nach amerikanischem Recht strafbar machten. Kentler kaschierte das, indem er das Alter der Jungen verschleierte. Sie waren beim ersten Kontakt mit dem Täter erst 10, 12 und Anfang 13 beziehungsweise 13. Nur einer war 14, ein zweiter „Anfang 14“. Kentler jedoch schrieb, die Jungen hätten den Täter „kurz nach Beginn der Pubertät (mit 13 oder 14 Jahren)“ kennengelernt.

Heikel war auch die winzige Zahl der Probanden. Kentler berichtete im Senatsgutachten, zunächst korrekt, Tindall hätte in seiner Praxis als Schulpsychologe ungefähr 200 Fälle kennengelernt, die er „päderastische Verhältnisse“ nannte. Für seine Studie hätte er „neun Fälle ausgewählt, die er für typisch hält und über die besonders dichte Daten vorliegen“. Neun typische Fälle, bis zu 30 Jahre begleitet: das war vorzeigbar. Aber es war gelogen. Ralph Tindall hatte seine Befunde nicht verallgemeinert, sondern klipp und klar geschrieben: „Wir wissen nicht, wie repräsentativ diese Fälle für die ursprünglichen 200 sind.“

Tatsächlich waren es wohl eher untypische Fälle. Als erwachsene Männer führten sie ein unspektakuläres bürgerliches Leben. Vermutlich waren sie in der Lage, über ihre pädosexuellen Erfahrungen Auskunft zu geben, weil sie sich nicht als beschädigt wahrnahmen.

Die Mehrzahl der Männer dürfte nicht mehr auf Tindalls Anfragen reagiert haben, weil sie mit Schmerz und Scham auf das zurückblickten, was ihnen als Kinder und Jugendliche angetan worden war.

Ebenso verwegen war Kentlers Darstellung der Täter als Wohltäter. Er schrieb über die Probanden: „Sie fallen auf durch Unterrichtsstörungen, Aggressionen, Undiszipliniertheit, Konzentrationsschwäche, Lernunlust, Weglaufen von zu Hause. Kurz nach Beginn der Pubertät (mit 13 oder 14 Jahren) lernen sie einen Mann kennen, mit dem ein erster sexueller Kontakt entsteht, meist von beiden Seiten gewünscht. Daraus entwickelt sich eine über vier bis sechs Jahre dauernde, sehr innige und lebhaft Beziehung, in der die Männer die Bedeutung eines ‚Ersatzvaters‘ bekommen.“

Damit vertauschte Kentler Ursache und Wirkung. Zwar waren drei Jungen schon vor der Begegnung mit dem Täter in schulpsychologischer Beratung. Aber fünf wurden mehr als ein Jahr nach dem ersten pädosexuellen Kontakt überwiesen, einer drei Jahre danach. Die Probleme wurden also nicht durch die Männer gelöst, sondern eher durch sie verursacht. Sie waren nicht Wohltäter, sondern einfach nur: Täter.

Über einen Jungen schreibt Tindall: „Jeff war 14 Jahre alt, als er wegen seiner Beteiligung in einem sehr gravierenden Fall von Schulvandalismus überwiesen wurde. Er war, zusammen mit einigen Peers, in eine Junior-High-School eingeworfen. Sie verwüsteten das Büro des Schulleiters und benutzten Wandspray, um auf den Wänden der ganzen Schule Obszönitäten zu sprühen.“ Kentler ging darüber hinweg. Befürchtete er, seine Leser könnten denken, dass die Obszönitäten auf den Wänden der Schule etwas mit den obszönen Handlungen zu tun hatten, denen der Junge ausgesetzt war? Stimmungsschwankungen und Depressionen eines anderen Jungen, der zwei Jahre nach dem Erstkontakt mit dem Täter zum Schulpsychologen kam, erwähnte Kentler ebenfalls nicht. Auch diese passen nicht zum Bild des Heilsbringers, das er zeichnete.

Was Kentler brauchte, waren konkrete Informationen, die belegten, dass die Folgen pädosexueller Erfahrungen für die Jugendlichen „unter bestimmten Bedingungen als sehr positiv beurteilt werden können“. Dafür hatte Tindall jedoch wenig zu bieten. Ihm war es in erster Linie um den Nachweis gegangen, dass die Jungen durch eine päderastische Beziehung nicht homosexuell geworden waren. Was die weiteren Folgen der pädose-

xuellen „Beziehung“ anging, genügte ihm der Nachweis einer bürgerlichen Existenz.

So verlegte sich Kentler aufs Erfinden. Er fing klein an: Tindall definierte den Päderasten so, dass die Beziehung zum Kind mindestens ein Jahr bestehen muss und dass einer der „Beteiligten“ oder beide beim Sex einen Höhepunkt erleben müssen. Kentler machte aus den Beteiligten „Partner“ – das klang intimer und vertrauter. Über die Jungen schrieb er, sie „kommen – mit einer Ausnahme – aus mehr oder weniger gestörten Familienverhältnissen“. Das sind acht von neun, denkt der Leser. Bei drei der Jungen machte Tindall aber keine Angaben zum Familienhintergrund. Von den übrigen sechs Familien waren im üblichen Sinne nur zwei „gestört“.

Die anderen Familien zeichneten sich hingegen durch engen Zusammenhalt aus, durch aktive Beteiligung am kirchlichen Gemeindeleben, „elterliche Fürsorge und ein hohes Maß an Respekt für seine Eltern“. Fazit: Nicht acht, sondern nur zwei der neun Familien wurden im Originalbericht als „mehr oder weniger gestört“ dargestellt.

Kentler äußerte sich auch zur späteren Rolle der Jungen als Ehemänner. Zunächst nahm er deren Selbstbeschreibung für bare Münze und behauptete, dass „fast alle ihrer Frau treu sind“. Einmal erwähnte Tindall, dass einer der neun später nach der Scheidung seiner ersten Ehe zwei Kinder großzog. Ohne Einzelheiten zu den Scheidungsgründen und der Rolle der zweiten Frau kann man diesen Mann jedoch weder als Ehepartner noch als Vater beurteilen. Partner- oder Vaterqualitäten waren ansonsten bei Tindall kein Thema. Kentler aber will gewusst haben: „Sie führen eine gute Ehe und kümmern sich sehr um ihre Kinder.“ Sehr!

Es ergibt sich ein durchgehendes Muster: Wo immer Tindall vorsichtig argumentierte und Bedenken erkennen ließ, wurden sie von Kentler getilgt. Tindall schrieb, seine spärlichen Daten würden die Annahme nahelegen, dass die geschilderten Beziehungen zwischen Kindern und Erwachsenen „für viele keine nachteiligen Auswirkungen haben“. Kentler vermittelte dagegen den Eindruck, etwas Besseres könnte einem Jungen gar nicht passieren, als in die Hände eines älteren Mannes zu geraten. Nicht nur das Ausmaß seiner Fälschungen ist bemerkenswert, sondern auch die Selbstgewissheit, mit der er sie vorträgt.

Kentlers Verdrehungen und Erfindungen sprengen alle Grenzen wissenschaftlichen Anstands. Sexualforscher und Sexualpädagogen, die seinen Thesen zur frühkindlichen Sexualität zustimmen und diese weitverbreiten, distanzieren sich lediglich von Kentlers Berliner Unterbringungsaktion. Sie feiern ihn jedoch weiterhin als Wissenschaftler – ohne selbst seinen Umgang mit den Quellen zu überprüfen. So etwa Elisabeth Tuider, die Ende 2014 im „Spiegel“ beteuerte, Kentlers „wissenschaftliche Arbeit hat die Sexualpädagogik weitergebracht“. Oder Rüdiger Lautmann, der Kentler in seinem Nachruf als „Vorbild für die Wissenschaft“ preist. Beide Autoren erhielten die Gelegenheit, Kentlers Umgang mit der Tindall-Studie zu kommentieren. Herr Lautmann hatte die Studie nicht gelesen, Frau Tuider gab keinen Kommentar ab.

Auch der schon erwähnte Kiehl-Professor Uwe Sielert antwortete nicht auf eine Anfrage zu seinem Artikel im Personenlexikon der Sexualforschung. Darin preist er Kentlers offenen Umgang mit seiner Homosexualität und bescheinigt ihm im gleichen Satz persönliche Integrität. Und er schreibt, Kentler habe in „erzieherischen Verhältnissen“ immer den „pädagogischen Eros“ betont. Das mag stimmen, aber es hat nichts mit der Wirklichkeit der pädosexuellen Verhältnisse zu tun, auf die sich Kentler in dem Senatsgutachten bezieht. Sie ruhten auf Ausbeutung – und sie waren Straftaten.

LESEBRRIEFE

Europa

POLITIK Zu „Zeter und Mordio in Südosteuropa“ von Thomas Gutschker, Markus Wehner, Peter Carstens (20. September):

Sind wir nun ein gemeinsames Europa in diesen Tagen, oder was sollen wir Bürger davon halten? Wenn es ums Geldverteilen geht, sind alle Länder da. Geht es aber um die Flüchtlingsfrage, verhalten sich einige Länder sehr egoistisch. Sich aus unbequemen Aktionen raushalten, das geht nicht im Sinne von Europa.

Birgit Pienkny, Darmstadt

Rätsel

POLITIK Zu „Wie lange dauert es, eine F.A.S. ganz zu lesen? Ein Selbstversuch mit Stoppuhr“ von Leser Joachim Wambganß (20. September):

An guten Sonntagen brauche ich für die Lösung der Quadra-

torium 25 Minuten, oft aber mehr als 40. Wie schafft Ihr Leser das in 6 Minuten und 40 Sekunden? Oder hat er das Rätsel tatsächlich nur gelesen?

Dagmar Eckermeier, Köln

Respekt

POLITIK Zu „Heilige Schrift“ von Michael Martens (13. September):

Auch der Respekt vor den Deutschen jüdischen Glaubens sollte in die Liste der zu erlernenden Glaubenssätze eingefügt werden. Wir sollten den muslimischen Flüchtlingen klarmachen, dass das Judentum unantastbar zu Deutschland gehört.

Ulrich Stockfleth, Kiel

Grundmuster

LEBEN Zu „Mebr Respekt“ von Reiner Burger (27. September):

Frau Kambouri, ich vermute mal, dass Sie nicht ein einziges

Buch von Thilo Sarrazin gelesen haben. Obwohl Ihr Buch noch nicht erschienen ist, scheinen Sie eines ganz genau zu wissen: Mit den Thesen von Thilo Sarrazin haben die Beobachtungen von Ihnen nichts zu tun. Dafür umso mehr mit den Büchern von Kirsten Heisig und Heinz Buschkowsky! Sie möchten also Ihr Buch veröffentlichen, ohne „die Symbolfigur der Debatte“ zu sein. Das ist ein bisschen immer dazu, wenn man sich öffentlich äußert, und Kritik will ausgehalten werden. Das öffentliche Speißenlaufen, die Beleidigungen und Bedrohungen, die mein Mann auszuhalten hatte und, wie man sieht, noch immer auszuhalten hat, wünsche ich Ihnen in der Tat nicht.

Ursula Sarrazin, Berlin

Treffend

SPORT Zu „Die große Sehn-sucht“ von Richard Leipold (20. September):

Gratulation zum schönen Motiv „Stahlhütte im Abendlicht“. Leider fallen im Zusammenhang mit Dortmund oft die Worte „Strukturwandel“ oder „Dienstleistungsindustrie statt Montanindustrie“. Tatsache ist: Der überwiegende Teil der Dortmunder arbeitet nach wie vor unter Tage, in einem Stahlwerk oder einer Brauerei.

Markus Münzberg, Dortmund

Gefiltert

WISSENSCHAFT Zu „Saubere ist nicht dasselbe wie rein“ von Jakob Simmann (20. September):

Im Artikel wurden Aussagen der Inhaberin des „Wasserladens Köln“ zitiert. Diese Zitate wurden falsch wiedergegeben und ohne Absprache mit der In-

haberin veröffentlicht. Der „Wasserladen Köln“ informiert über mögliche Schadstoffbelastungen im Trinkwasser (die auch in dem Artikel aufgeführt wurden) und verkauft Wasserfiltersysteme von deutschen Herstellern. Diese Filtersysteme reduzieren – bei sachgemäßem Gebrauch – zuverlässig Schadstoffbelastungen im Trinkwasser, die nach der Reinigung durch das Wasserwerk noch vorhanden sein können.

Katharina Schmiering, Köln

Leserbriefredaktion

der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung, 60267 Frankfurt/Main. E-Mail-Adresse: Sonntagszeitung.Leserbriefe@faz.de

Um möglichst viele Leserbriefe veröffentlichen zu können, sind wir leider häufig gezwungen, sie zu kürzen. Wir lesen alle Briefe sorgfältig und beachten sie, auch wenn wir sie nicht beantworten können.

Viele Tote in Kundus

Amerikaner bombardieren versehentlich Klinik

Bei einem Bombenangriff in Kundus haben amerikanische Kampfkraften offensichtlich aus Versehen ein Krankenhaus der Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ getroffen und dabei mindestens 19 Menschen getötet. Es handele sich um zwölf Mitarbeiter der Hilfsorganisation und sieben Patienten, darunter drei Kinder, teilte eine Sprecherin von „Ärzte ohne Grenzen“ am Samstag mit. Weitere 37 Menschen – 19 Klinikmitarbeiter und 18 Patienten sowie Angehörige – wurden zum Teil lebensgefährlich verletzt.

Der amerikanische Verteidigungsminister Ashton Carter sprach von einem „tragischen Vorfall“. Der Sprecher der Nato-Mission in Afghanistan sagte zu dem Unglück: „Die amerikanischen Streitkräfte haben am 3. Oktober um 2.15 Uhr Ortszeit einen Luftangriff nahe der Einrichtung durchgeführt, wo einzelne Personen die Truppen bedrohten.“ Der Sprecher der amerikanischen Streitkräfte in Afghanistan äußerte, dabei könnte versehentlich eine nahegelegene medizini-

sche Einrichtung getroffen worden sein. Seit dem überraschenden Angriff der islamistischen Taliban auf Kundus versuchen Regierungstruppen mit Hilfe der Nato seit Tagen, die Stadt wieder komplett unter Kontrolle zu bekommen.

In einer Stellungnahme der amerikanischen Botschaft in Afghanistan hieß es, man traure um die Menschen, die von dem „tragischen Zwischenfall“ in dem Krankenhaus betroffen seien. Nach Angaben von „Ärzte ohne Grenzen“ wurden allen Konfliktparteien die genauen Geodaten ihrer Einrichtungen vorsorglich mehrfach übermittelt. Nach Beginn des nächtlichen Angriffs habe man zudem das amerikanische und afghanische Militär abermals kontaktiert; dennoch habe das Bombardement angehalten. „Ärzte ohne Grenzen“ und das Internationale Rote Kreuz verurteilten den Angriff auf die Klinik scharf.

Zum Zeitpunkt des Luftangriffs sollen 105 Patienten, Angehörige und gut 80 Mitarbeiter in dem Gebäude gewesen sein.